

IM PR
PPER

JULIAN KASPAR GENNER

Im Prepperkeller

Persönliche Krisenvorsorge
in Zeiten gesellschaftlicher
Verunsicherung

P
PPER
K
KELLER

JULIAN KASPAR GENNER

Im Prepperkeller

Persönliche Krisenvorsorge
in Zeiten gesellschaftlicher
Verunsicherung

Hamburger Edition

Einleitung

»Wollen wir heute noch arbeiten?«, fragte mich Fred. Eben hatte er mich vom Bahnhof abgeholt und nun saßen wir am Küchentisch in seinem Einfamilienhaus. Als ich ihm einige Monate zuvor erzählt hatte, ich hätte noch nie einen Prepperkeller gesehen, grinste er: »Dann wird es ja höchste Zeit.« Ein Arbeitsbesuch also, und ehe ich mich versah, hatte Fred mit seiner Arbeit schon begonnen. Er öffnete das Küchenfenster, um mir die besonderen Sicherheitsverriegelungen im Rahmen zu zeigen. Stolz wies er mich auf Schrammen hin, die von einem missglückten Einbruchversuch stammten. Bald verließen wir die schmucklose Küche und, während wir den kargen Eingangsbereich durchquerten, warfen wir einen kurzen Blick auf den kleinen Monitor der Überwachungskamera vor dem Haus. Draußen war alles ruhig. Wir stiegen die steile Kellertreppe hinab.

Eine Besichtigung der anderen Art

»Stell dir mal vor, was in einer Stadt wie Berlin los sein wird, wenn der Strom ausfällt.« Spontan dachte ich an Menschen, die in Fahrstühlen und Zügen stecken bleiben, doch Fred hatte anderes im Sinn: den Zusammenbruch der Trinkwasserversorgung und des Abwassersystems. »Berlin ohne funktionierende Toilettenspülungen«, grinste er. Am Fuß der Kellertreppe erblickte ich mehrere große grüne Plastiktonnen. Darin sammelte Fred Regenwasser, um es im Krisenfall als Brauchwasser, etwa für die Klospülung, verwenden zu können. Über 1000 Liter fassen die Tonnen. Im Alltag nutzte er das Wasser für die Waschmaschine. Wir gingen weiter durch den Keller. »Was könnte ich dir noch zeigen?«, fragte er laut, nachdem wir seine Lebensmittelvorräte – weit über vierhundert

große Konservendosen – und die Technik für die inselfähige Solaranlage inspiziert hatten. Bei Stromausfall könne er sein Haus vom Stromnetz abkoppeln. Schließlich blieben wir vor einem Regal stehen. »Das kommt alles aus dieser Survivalgeschichte. Und ich wusste nicht, wohin damit.« Er kramte einige wasserdichte Tütchen mit Streichhölzern hervor, die mit einem Esbit-Kocher mitgeliefert wurden. »Da hab ich mir gedacht: Ressourcen schonen, keinen Müll erzeugen, Ressourcen schonen, alles dicht, alles zu, und dann kann man das alles nochmals verwenden und ja nichts wegwerfen, weil für mich ist alles eine Ressource.« Und eindringlicher fuhr er fort: »Deswegen schmeiß ich auch nichts fort, das ist eine Krankheit. Du weißt nicht, wann du es morgen brauchst.« Mit einem Anflug halb ernster, halb ironischer Verlegenheit zeigte er mir weitere Päckchen mit Zubehör: »Ich brauche es nicht, ich könnte es eigentlich fortschmeißen, aber ich – nein. Ich habe es doch, es hat mich nichts gekostet. Ganz schlimm«, seufzte er und kicherte verlegen. Nach einer kurzen Verschnaufpause – er sprach schnell und viel – lenkte er meine Aufmerksamkeit auf ein paar Sprühdosen im Regal: »Wenn du dein Auto mal grün spritzen willst, weil du es brauchst, kannst du zum Beispiel den ganzen Chrom übermalen, damit es nicht glänzt, wenn du nachts im E-Fall [Ernstfall] durch die Gegend fährst. Brauchste. Brauchste nicht, aber haben ist besser als brauchen.« Unsicher, ob ich ihn richtig verstanden hatte, fragte ich nach, ob die Farbe wirklich dazu da sei, die Chromteile seines Fluchtfahrzeugs zu übermalen. Wenn er sich im Krisenfall unauffällig fortbewegen wolle, dann nehme er »den Großen«, seinen höhergelegten militärgrünen Jeep mit Seilwinde in der Stoßstange, Schnorchel und extragroßem Tank. Der Große war Freds Fluchtfahrzeug, mit dem er nach eigener Aussage drei Monate völlig unabhängig sein konnte. »Ich hab mehr in meinem Auto als andere in ihrem Haushalt«, witzelte er einmal. Dabei war die Flucht mit dem Auto nur Plan B, denn Fred bezeichnete sein Haus nicht ohne Stolz als »Festung«. Ein gut gefüllter Waffenschrank fehlte nicht in dieser Festung. Der Große stehe auch nicht vor dem Haus, sondern in einer Garage außerhalb. »Warum?«, wandte er sich unvermittelt an mich. »Weil der in der Garage neben dem Haus keinen Platz hat«, antwortete ich grinsend. »Ja, auch«, erwiderte Fred ungeduldig, um dann mit geheimnisvoller Miene näher an mich heranzurücken. Denn eigentlich habe er den Jeep woanders für den Fall, dass die Bundeswehr diesen im Kriegsfall beschlagnahmen möchte. Das Fluchtfahrzeug ist sein ganzer Stolz. Mehrere Jahre hat er an der opti-

malen Einrichtung getüftelt. »Ich lass mir doch mein Auto nicht von der Bundeswehr abnehmen. Ich bin ja nicht bescheuert!«, sagte er hinter vorgehaltener Hand zu mir und zeigte einen Vogel. Er löste sich von mir und murmelte selbstironisch: »Die Prepper wieder.« Er schüttelte den Kopf. Als ich im Nachhinein versuchte, diese gut dreistündige engagierte Vorführung zu dieser kurzen Impression zu verdichten, fragte ich mich, ob ihm seine Überlegungen in diesem Moment nicht selbst etwas unheimlich geworden waren. Bei Fred drehte sich fast alles um das Thema Vorbereitung, selbst das Onlinespiel auf dem Smartphone, mit dem er sich zwischendurch die Zeit vertrieb. Darin baute er mehrere Burgen fortlaufend zu uneinnehmbaren Festungen aus, die den immer vehementeren Angriffen anderer Spieler:innen standhalten sollten. Im Spiel wie im Leben, Fred wollte für alles gerüstet sein. »Was wäre wenn? Und was machste dann?« waren die beiden Fragen, die ihn in stete Unruhe versetzten. Es sei eine »Denkmühle«, erklärte er mir bei einem Bier: »Bei mir läuft das automatisch, das rattert einfach so.«

Was Fred recht treffend als Denkmühle bezeichnete, zog sich wie ein roter Faden durch meine Begegnungen mit Preppern. Die meisten trieben ihre Krisenvorsorge nicht so weit wie Fred und ich lernte bald, dass die Denkmühlen unterschiedlich mahlten. Auf vielfältige Weise verknüpfen Prepper Vorstellungen einer bedrohlichen, unsicheren Zukunft mit konkreten Vorbereitungs- und Vorsorgepraktiken.

Fred öffnete mir nicht nur die Tür zu seinem Haus, sondern auch zu einer Lebenswelt, über die zwar viel geschrieben wird, aber wenig bekannt ist. Wie vielen Preppern war es ihm ein Anliegen, möglichst viele Menschen von der Wichtigkeit einer guten Krisenvorsorge zu überzeugen. Gleichzeitig erkannte er in jeder Form von Öffentlichkeit ein potenzielles Risiko für seine Sicherheit. Schließlich sei es im Ernstfall nicht möglich, sich unsichtbar zu machen, wenn alle Welt Bescheid weiß, wer man ist, was man hat und was man plant – so die Überlegung vieler Prepper, die ich im Verlauf meiner ethnografischen Forschung kennenlernte. Um ihrem Wunsch nach Sicherheit zu entsprechen, habe ich alle Namen geändert.¹

1 Um eine faktische Anonymisierung sicherzustellen, habe ich alle Angaben verändert, die Rückschlüsse auf die Identität meiner Forschungspartner:innen ermöglichen könnten. Zusätzlich verbergen sich hinter einem Pseudonym teilweise mehrere Personen – und umgekehrt.

Preppen in der Mitte der Gesellschaft

Preppen ist mitnichten ein Randphänomen und Prepper sind keine Randexistenzen. Sie streben üblicherweise an, was man gemeinhin ein »normales Leben« nennt – Ehe, Arbeit, Auto, Haus. Ein Interviewpartner bezeichnete Prepper als »normale Menschen, die einen Schritt weiterdenken«. ² Wer mit Preppern spricht, stößt auf betont Durchschnittliches, Gewöhnliches und Normales. Meine Forschungspartner:innen rechneten sich üblicherweise der »Mitte der Gesellschaft« zu.

Doch wie kommen Menschen – ausgerechnet Menschen, die nicht nur in einem der reichsten Länder der Welt leben, sondern darin oftmals zu den Wohlhabenderen gehören – dazu, sich leidenschaftlich mit dem völligen Zusammenbruch der Gesellschaft zu befassen? Wie kommt es, dass in einer Gesellschaft die Beschäftigung mit dem kommenden Zusammenbruch eben dieser Gesellschaft zu einem gesellschaftlichen Trend wird? Was reizt ausgerechnet Angehörige der vielbeschworenen »Mitte« daran, ihr gegenwärtiges Leben – ein im globalen Vergleich gutes Leben – der Vorbereitung auf einen Kampf ums Überleben zu widmen? Was macht die Auseinandersetzung mit dem Überleben zu einer erfüllenden Aktivität für Menschen, die in ihrem Alltag nicht darum kämpfen müssen? Woher diese Sehnsucht nach dem Überleben und um welches Überleben geht es dabei?

Spätestens wenn man den Blick weitet, mutet die Popularität von Preppen paradox an: Abermillionen von Menschen auf der Welt kämpfen Tag für Tag ums Überleben. Vier Milliarden Menschen, fast zwei Drittel der Weltbevölkerung, leiden mindestens einen Monat pro Jahr unter Wasserknappheit. Im Jahr 2024 litt jeder zwölfte Mensch an chronischem Hunger. Das sind 673 Millionen Menschen. Die Zahl der Flüchtlinge steigt seit zwölf Jahren; Ende 2024 waren es weltweit 123,2 Millionen Menschen – mehr als die Bevölkerungszahl von Deutschland, Österreich, der Schweiz und den Niederlanden zusammen. ³

² Vgl. Genner/Schmid, »Normale Menschen«.

³ Vgl. UNICEF, »Water Scarcity«, <https://www.unicef.org/wash/water-scarcity> [5. 11. 2025]; UNO-Flüchtlingshilfe, »Flüchtlingzahlen«, <https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/informieren/fluechtlingzahlen> [5. 11. 2025]; Welthungerhilfe, »Hunger: Ursachen, Fakten, Folgen«, <https://www.welthungerhilfe.de/hunger> [5. 11. 2025].

Das unvorstellbare menschliche Leid, das sich hinter diesen Zahlen verbirgt, verleiht der Faszination für das Thema Überleben in der Populärkultur des globalen Nordens etwas Anrühendes. Diese Faszination beschränkt sich längst nicht auf Preppen allein. Man denke an all die Reality-TV-Formate und Fernsehserien, die »Überlebenskämpfe« inszenieren, vom *Dschungelcamp* zu *7 vs. Wild*, von *The Walking Dead* zu *Squid Game*: Allenthalben dient Überleben als Interpretationsfolie für das Alltagsleben im globalen Norden.

Die gegenwärtige Konjunktur dieses vermeintlichen Überlebens verweist nicht auf eine tatsächliche drastische Verschlimmerung der Lebensverhältnisse. Meine These ist, dass diese Konjunktur vielmehr Ausdruck eines gewandelten Verhältnisses zur Zukunft ist. Das Leben in Metaphern des Überlebens zu begreifen, ist zugleich eine Aufforderung, von der Verwirklichung des Bestmöglichen abzusehen und sich stattdessen auf die Bewahrung des Bestehenden im Angesicht des Schlimmstmöglichen zu konzentrieren. Überleben verlangt nach Anstrengungen, um unter Umständen bestehen zu können, die als unberechenbar bedrohlich empfunden werden – ohne Aussicht, diese Umstände selbst beeinflussen zu können.⁴ Um dieses gewandelte Verhältnis zur Zukunft zu analysieren, das sich in der Popularisierung von Preppen manifestiert, greife ich auf die Erzählung *Der Bau* von Franz Kafka zurück.

Kafkas Komik

Der Bau. Dieser Titel spielt auf die unterirdische Behausung eines Tiers an. Als ich zufällig auf die Erzählung stieß, dachte ich sogleich an Räume und Gänge, die sich in der Erde verbergen, an Bunker und Vorratslager. »Ich habe den Bau eingerichtet und er scheint wohlgelegen.«⁵ Mit diesen Worten beginnt der Monolog des namenlosen Ich-Erzählers, der sich angesichts zahlloser Gefahren der Welt ein unterirdisches Refugium errichtet und sich in dieses zurückgezogen hat. Je nach Lesart ähnelt das Wesen eher einem Maulwurf oder einem Dachs. Für Letzteres spricht, dass Kafkas Tierwesen zwar unter der Erde lebt, doch

4 Vgl. Willisch, »Umbruch und Überleben«, S. 89.

5 Kafka, »Der Bau«, S. 132. Ich halte mich im Folgenden an die Standardfassung der Erzählung in den von Max Brod herausgegebenen *Gesammelten Werken*.

diese Lebensweise als widernatürliche Bürde zu empfinden scheint. Der Erzähler sehnt sich nach dem Leben an der Oberfläche, das er hinter sich gelassen hat. Über die zahlreichen und großen Gefahren, die das Dachswesen zum Leben unter der Erde motiviert haben, erfahren wir nichts. Das Bedrohliche bleibt unfassbar. Dafür erklärt das Dachswesen voller Stolz die besonderen Finessen seines Refugiums: Ein Scheinbau soll einen möglichen Feind täuschen und vom eigentlichen Eingang fernhalten. Dieser ist mit einer Moosdecke perfekt getarnt und von außen nicht erkennbar. Hinter dem getarnten Eingang befindet sich ein Labyrinth, das eventuelle Eindringlinge verwirren soll. Im Zentrum eines weitverzweigten Netzes von Gängen und Schlafplätzen liegt der »Burgplatz«, eine besonders stark befestigte Höhle. Dort hortet das Dachswesen große Mengen toten Getiers, von dem es sich ernährt.

Das Dachswesen wähnt sich für alle Eventualitäten gerüstet. Selbstbewusst, wenn nicht arrogant, präsentiert es seinen Bau. Doch im Verlauf der Erzählung kippt die Stimmung. Das Gefühl der Sicherheit weicht immer lauterem Zweifeln und macht einer lähmenden Rastlosigkeit Platz. Wäre es nicht besser, die Vorräte auf verschiedene Plätze zu verteilen, wären nicht mehrere Burgplätze nötig, sind die Wände des Labyrinths nicht doch zu dünn? Immer mehr Schwachstellen des Baus glaubt das Dachswesen zu erkennen und immer mehr rückt es seine eigenen Unzulänglichkeiten in den Vordergrund. Und woher mag bloß das Zischen rühren, das der Ich-Erzähler zu vernehmen meint? Liegt es an den Belüftungskanälen im Bau? Oder ist das Zischen ein Vorbote nahender Gefahr? Was wäre, wenn es sich um ein großes grabendes Tier handelte, das sich durch die Erde wühlt und alles verschlingt?⁶ Dieser

6 Biografische Interpretationen erkennen im Zischen die Tuberkuloseerkrankung, die Kafka während der letzten sieben Jahre seines kurzen Lebens immer stärker einschränkte und auszehrte. Er konnte erst kaum und dann gar nicht mehr sprechen, nur noch unter Schmerzen Nahrung zu sich nehmen. So geschwächt, starb er 1924 im Alter von vierzig Jahren an Herzversagen. Die Erzählung *Der Bau*, die Kafka im Frühwinter 1923 schrieb und unvollendet zurückließ, ist eine seiner letzten Arbeiten, vgl. Alt, *Franz Kafka*. Zudem lassen sich Querbezüge zu seinen anderen Schriften herausarbeiten. Räume spielen eine prominente Rolle in Kafkas Werk, insbesondere in Form von Labyrinth, vgl. Müller/Weber, *Die Räume der Literatur*. Für Bezüge der Erzählung zum Stellungskrieg des Ersten Weltkrieges, dem Zischen der Granaten und der Enge der Schützengräben, die Schutz stiften sollten und zur Falle werden, vgl. Kittler, »Grabenkrieg – Nervenkrieg – Medienkrieg«. Kafka ließ sich wohl nicht nur von Erzählungen zum Ersten Weltkrieg,

Gedanke quält das Dachswesen. Der Bau, der eigentlich ein Leben fern von der Außenwelt und ihren Bedrohungen ermöglichen sollte, erscheint plötzlich als Falle. Erweckt der Bau zunächst noch den Eindruck einer perfekt organisierten Festungsanlage, sticht zunehmend das Labyrinthische ins Auge. Das finstere Gewirr von Gängen und Kammern steht für die Verworrenheit, in der sich das Dachswesen verloren hat.

Einen Ausweg scheinen nur noch die alles zermalmenden Klauen des großen grabenden Tiers zu bieten. Der Erzähler sehnt diese Begegnung herbei und fürchtet sich gleichzeitig davor. Derweil zischt der Bau, das große grabende Tier kommt nicht. Das Warten und Bangen werden dem Dachswesen unerträglich. In der ohnmächtigen Rastlosigkeit, die den Erzähler ergreift, lösen sich die Sinnhaftigkeit des Baus und die Subjektivität des Erzählers auf. Zurück bleiben Leere und Sprachlosigkeit.

Naheliegender ist es, dem Dachswesen eine ausgeprägte Paranoia zu attestieren.⁷ Gibt es die Feinde überhaupt, von denen das Dachswesen spricht? Zugegeben, der Glaube an ein großes grabendes Tier mutet wahnsinnig an. Doch erstens sind bauartige Strukturen eine historische und gegenwärtige Realität. Als zivilschutzpflichtiger Schweizer verbrachte ich zwei Tage im Jahr in einer Bunkeranlage aus dem Kalten Krieg, um den Umgang mit Funkgeräten zu üben, Lagebilder zu erstellen und Telefone mitsamt Leitungen aus den 1950er Jahren («Feldtelefon 50») zu installieren (und zu putzen). Das war in den frühen Nullerjahren. Noch im Jahr 2006 installierte die Schweizer Armee in einer neu eröffneten Autobahnbrücke an der Grenze zu Deutschland eine Sprengladung für den Verteidigungsfall.⁸ Die damalige Vorstellung, an

sondern auch von einem Besuch eines Schützengrabens bei Prag inspirieren, der während der Kriegsjahre eigens als Ausstellungsobjekt für die Öffentlichkeit gebaut wurde, vgl. Alt, *Franz Kafka*, S. 659. Das Horchen lässt sich zudem auf jene beklemmende Anspannung beziehen, die das Leben in den Schützengräben prägte. An der österreichisch-italienischen Front in den Dolomiten versuchten beide Kriegsparteien, die Untertunnelungsversuche des Feindes auszuhorchen.

7 Für eine ebenso schlüssige wie lesenswerte psychoanalytische Interpretation der Erzählung vgl. Fuchs, »Die Welt als Innenraum«. Für eine Rekonstruktion der Begriffsgeschichte von Paranoia in Psychologie und Soziologie vgl. Boltanski, *Rätsel und Komplote*. Zur Zuschreibung von Paranoia als eine Form des Otherings vgl. Comaroff/Comaroff, »Transparent Fictions«.

8 Die Sprengkammern in den Brücken an der Grenze zu Deutschland wurden im Jahr 2014 geräumt, vgl. »Schweiz entfernt Hunderte Kilogramm TNT«, in: *Der Spiegel*, 16. 11. 2014.

der Schweizer Grenze könnte plötzlich eine Invasionsarmee auftauchen, erscheint mir nicht weniger absurd als die fixe Idee des großen grabenden Tiers in Kafkas Erzählung. Ich bin überzeugt, dass man bei jedem Bunker, jeder Festung und jeder Grenzmauer auf ein Äquivalent zum großen grabenden Tier stößt. Ohne die Dämonisierung der Bedrohungen lassen sich die kostspielige Errichtung und der ressourcenintensive Unterhalt von bauähnlichen Strukturen kaum als vernünftig und notwendig rechtfertigen.⁹

Das bringt mich zu einem zweiten Punkt. Eine Interpretation, die das Dachswesen für irrational und die von ihm imaginierte Bedrohungslage für inexistent hält, übersieht Kafkas Komik.¹⁰ Diese speist sich daraus, dass sich anhand der Erzählung gerade nicht entscheiden lässt, ob die Bedrohung real ist oder nicht.¹¹ Ich halte mich daher an das sogenannte Thomas-Theorem. Es fordert dazu auf, »bei den – warum auch immer – als real definierten Situationserfahrungen der Menschen anzusetzen und sich auf die daraus folgenden Konsequenzen zu konzentrieren«.¹² Kafka spielt mit Fragen der Unentscheidbarkeit und Ununterscheidbarkeit. Seiner Komik liegt nicht so sehr das Wahnsinnige als vielmehr das allzu Menschliche zugrunde.

Die Frage ist folglich nicht, ob die Vorbereitungen von Fred und anderen Preppern von einem »objektiven« Standpunkt betrachtet »rational« sind. Interessanter ist doch, warum sie ihr eigenes Handeln für ebenso vernünftig wie erfüllend erachten. Die Frage betrifft immerhin einen relativ großen Personenkreis. Dazu zählt auch, wer ohne ersichtliche Notwendigkeit während der Pandemie die Supermarktregale leergekauft hat.¹³

9 Lesenswert ist eine kurze Glosse von Siegfried Kracauer, in welcher er auch die Erzählung *Der Bau* bespricht, vgl. Kracauer, »Franz Kafka«, S. 370.

10 Zur Frage der Komik bei Kafka vgl. Wallace, »Ein paar Bemerkungen«.

11 Vgl. Kafka zit. n. Krimstein, *Einstein in Kafkaland*, S. 32 f.

12 Hitzler, »Bedrohung und Bewältigung«, S. 209 f., vgl. auch Luy, »Das bedrohte Selbst«.

13 Die leeren Regale zeigen anschaulich, dass Knappheit eine kulturelle Kategorie ist, die auf normative Erwartungen an die Verfügbarkeit von Gütern verweist, vgl. Tauschek, »Knappheit, Mangel, Überfluss«.

Vertrauensprobleme

»Ach, was könnte nicht alles geschehen«, klagt das Dachswesen und hat damit völlig recht.¹⁴ Niemand hat die Zukunft je im Voraus gekannt. Die Zukunft bleibt notwendigerweise unbekannt und ungewiss. Nur im Rückblick lässt sich der Anspruch erheben, schon im Voraus alles gewusst zu haben. Jeder Versuch, die Zahl der Eventualitäten zu verringern, erzeugt seinerseits neue Eventualitäten. Hätte es sich nicht in den Bau zurückgezogen, bräuchte das Dachswesen sich über mögliche Feinde im Innern der Erde keine Gedanken zu machen. Wie das namenlose Wesen die verheerenden Folgen möglicher Ereignisse durch praktische Maßnahmen zu verringern sucht, folgt durchaus einer zweckrationalen Logik. Doch bei aller Gewieftheit entgeht ihm die simple Tatsache, dass die Zeit, die man hat, nun einmal nie ausreicht, um die Zeit, die vor einem liegt, vollumfänglich kontrollieren zu können.¹⁵ Der Protagonist scheitert daran, die eigene Begrenztheit zu erkennen und zu akzeptieren – auch das ein Aspekt von Kafkas Komik. Das Dachswesen geht an sich selbst zugrunde, anstatt beispielsweise im herbeigesehnten Kampf mit irgendwelchen Feinden zu bestehen oder zu sterben. Wie andere Erzählungen Kafkas lässt sich *Der Bau* als Parabel über die Begrenztheit menschlicher Erkenntnisfähigkeit lesen.¹⁶ Die kümmerliche Tiergestalt des Dachswesens verkörpert das menschliche Unvermögen, diese Begrenztheit angesichts einer unbegrenzten Zukunft zu begreifen.¹⁷

Da das Nichtwissen für die Zukunft konstitutiv ist, lässt sich die Frage, was jetzt zu tun ist, nie mit einem Mehr an Wissen und Informationen beantworten. Die irreduzible Kontingenz verlangt stets nach einem Sprung ins Ungewisse, der sich im Voraus nie rational begründen lässt. Vielmehr erfordert dieser Sprung ein Bündel an Emotionen, die üblicherweise im Begriff des Vertrauens zusammengefasst werden.¹⁸ Ob es rational ist, jemandem zu vertrauen oder sich auf etwas

14 Kafka, »Der Bau«, S. 133.

15 Vgl. Marcuse, *Das Märchen von der Sicherheit*, S. 27.

16 Vgl. Friedländer, *Franz Kafka*, S. 224–227; Kracauer, »Franz Kafka«.

17 Vgl. Alt, *Franz Kafka*, S. 653; Friedländer, *Franz Kafka*, S. 224–227.

18 Vgl. Barbalet, »Social Emotions«; ders., *Emotion*; ders., »A Characterization of Trust«; ders., »The Experience of Trust«; Luhmann, *Vertrauen*; ders., »Vertraulichkeit, Zuversicht, Vertrauen«. Ich stelle mich damit gegen Ansätze, die Probleme des

zu verlassen, lässt sich erst im Rückblick beurteilen. Vertrauen hat stets den Charakter einer »riskanten Vorleistung«, wie Niklas Luhmann festhält.¹⁹

Kafkas Dachswesen will und kann dieses Risiko nicht auf sich nehmen. Nach einem Jagdausflug verharrt es lange Zeit in der Nähe des getarnten Eingangs und legt sich auf die Lauer, um sicherzustellen, dass es nicht beobachtet wird. Doch mit letzter Gewissheit lässt sich das nie sagen: Was wäre, wenn es beim Beobachten von einem feindlichen Beobachter beobachtet wird? Um das Verlassen und Betreten des Baus zu vereinfachen, erwägt das Dachswesen, einen »Vertrauensmann« zu finden, der die Umgebung des Baus während seiner Ausflüge beobachten könnte.²⁰ Doch bald kommen ihm Zweifel, da Vertrauen unweigerlich mit einem Verzicht auf unmittelbare Kontrollmöglichkeiten einhergeht:

»Kann ich dem, welchem ich Aug in Aug vertraue, noch ebenso vertrauen, wenn ich ihn nicht sehe und wenn die Moosdecke uns trennt? Es ist verhältnismäßig leicht, jemandem zu vertrauen, wenn man ihn gleichzeitig überwacht oder wenigstens überwachen kann, es ist vielleicht sogar möglich, jemandem aus der Ferne zu vertrauen, aber aus dem Innern des Baues, also aus einer anderen Welt heraus, jemandem außerhalb zu vertrauen, ich glaube, das ist unmöglich. Aber solche Zweifel sind noch nicht einmal nötig, es genügt ja schon, die Überlegung, daß während oder nach meinem Hinabsteigen alle die unzähligen Zufälle des Lebens den Vertrauensmann hindern können, seine Pflicht zu erfüllen, und was für unberechenbare Fol-

Vertrauens als solche des Wissens über die Zukunft begreifen, vgl. z. B. Hardin, *Trust and Trustworthiness*. Ich orientiere mich an der klassischen Emotionssoziologie. Ich unterscheide folglich nicht, wie in der neueren Affekttheorie teilweise üblich, zwischen vorsprachlichem Affekt und bewusster Emotion. Ich halte mich stattdessen an eine von Bourdieu inspirierte Perspektive, vgl. Scheer, »Are Emotions a Kind of Practice«; dies., »Emotion als kulturelle Praxis«.

19 Luhmann, *Vertrauen*, S. 27. Die philosophische Diskussion versucht teilweise, Vertrauen über die rationale Einschätzung von Vertrauenswürdigkeit zu begründen, vgl. Hawley, *Trust*; O'Neill, *A Question of Trust*. Ich folge Barbalet, der Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit als getrennte Phänomene betrachtet, vgl. Barbalet, »The Experience of Trust«.

20 Der Ausdruck »Vertrauensmann« stammt aus dem Bergbau, vgl. Frevert, *Vertrauensfragen*.

gen kann die kleinste Verhinderung für mich haben. Nein, faßt man alles zusammen, muß ich es gar nicht beklagen, daß ich allein bin und niemanden habe, dem ich vertrauen kann.«²¹

In dieser Passage verschwimmen Zuversicht und personales Vertrauen.²² Selbst wenn das Dachswesen dem Vertrauensmann vertrauen würde, könnte es sich nicht notwendigerweise auf ihn verlassen. Selbst wenn der Charakter des Vertrauensmanns über jeden Zweifel erhaben sein sollte, könnte der Zufall dazwischenkommen.

Zuversichtlich zu sein, heißt, sich auf etwas oder jemanden zu verlassen. Zuversicht meint das Zutrauen in die eigenen Erwartungen. Sie äußert sich in einem Gefühl der Sicherheit und Gewissheit bezüglich dessen, was geschieht und geschehen wird.²³ Insofern es sich auf Ereignisse außerhalb des Selbst bezieht, ist Zuversicht extensiv. Ich verlasse mich darauf, dass der Drucker funktioniert und mein Freund die gemeinsame Verabredung nicht vergisst. Zuversicht erfordert, mit Niklas Luhmann gesprochen, einen »Aufschwung zur Indifferenz« gegenüber der Tatsache, dass die Zukunft nicht verpflichtet ist, sich an die eigenen Erwartungen zu halten.²⁴ Es könnte immer anders kommen als gedacht. Zuversicht begegnet dieser Tatsache mit einer Mischung aus Gleichgültigkeit und Gelassenheit.²⁵

- 21 Kafka, »Der Bau«, S. 144 f.
- 22 Ich orientiere mich nicht an Luhmann, der die Unterscheidung zwischen Zuversicht und Vertrauen an die Unterscheidung zwischen Risiko und Gefahr koppelt, vgl. Luhmann, »Vertrautheit, Zuversicht, Vertrauen«.
- 23 Vgl. Barbalet, »The Experience of Trust«, S. 20.
- 24 Luhmann, *Vertrauen*, S. 37. Indem Zuversicht ermöglicht, die Gegenwart in die Zukunft zu verlängern, verwandelt sie die Zukunft in eine »zukünftige Gegenwart«, vgl. Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 514 ff. Zur Unterscheidung von »zukünftiger Gegenwart« und »gegenwärtiger Zukunft« vgl. Luhmann, »The Future Cannot Begin«.
- 25 Modernisierungsprozesse erzeugen ein hohes Maß an Erwartungssicherheit, das Zuversicht sowohl ermöglicht als auch erfordert, vgl. Frevert, *Vertrauensfragen*, S. 209 ff. Zur Herstellung von berechenbaren Verhältnissen im modernen Nationalstaat vgl. beispielsweise Ewald, *Der Vorsorgestaat*; Desrosières, *Die Politik der großen Zahlen*; Foucault, *Die Geschichte der Gouvernementalität*, 2 Bde. Zuversicht beruht zudem auf sozialen Voraussetzungen, die innerhalb der Gesellschaft ungleich verteilt sind. Nicht alle können sich etwa gleichermaßen darauf verlassen, nicht sexuell belästigt zu werden oder nach Abschluss der Schulzeit einen Ausbildungsplatz zu bekommen. Es gibt folglich einen Zusammenhang zwischen

Schwindet die Zuversicht, stellt sich das Gefühl ein, sich auf nichts und niemanden verlassen zu können. Der empfundene Zusammenhang zwischen dem, was man tut, und dem, was geschieht, löst sich auf. Das Band zwischen Erfahrungen und Erwartungen wird brüchig. Die Zukunft erscheint unberechenbar, man selbst ohnmächtig.²⁶ Gelingt es dem Dachswesen zunächst noch, die nötige Zuversicht aufzubringen, um den Bau zu betreten, wird die lähmende Verunsicherung gegen Ende der Erzählung zum Dauerzustand. Nichts scheint mehr wert, getan zu werden.

Ist heutzutage mit Blick auf die etablierte Politik von einem Vertrauensverlust die Rede, handelt es sich genau genommen um ein Schwinden an Zuversicht.²⁷ Es ist ja nicht so, dass Menschen Unternehmen, Banken oder Staatsoberhäuptern vertrauen wie ihren Nächsten. Zu vertrauen, bedeutet, sich im Handeln von der eigenen Einschätzung der Motive einer anderen Person abhängig zu machen.²⁸ Da sich Vertrauen nicht erzwingen lässt, setzt es ein gewisses Maß an Autonomie in sozialen Beziehungen voraus.²⁹ Fehlplatzierte Zuversicht ist Anlass zu Ärger, etwa über die Bahn, die zu spät kommt. Bei Vertrauen verhält es sich anders. Zu Unrecht gewährtes Vertrauen enthält ein Urteil über das eigene Urteilsvermögen. Wer der vermeintlichen Internetliebe Geld überwiesen hat, wird beginnen, an sich selbst zu zweifeln und zu verzweifeln.³⁰

Wie die Passage mit dem Vertrauensmann zeigt, erschwert das Schwinden von Zuversicht, Vertrauen zu anderen zu fassen.³¹ Aus der Tiefe des Baus erscheint Vertrauen als ein Ding der Unmöglichkeit, da es – wie Zuversicht – ein gewisses Maß an Gleichgültigkeit gegenüber Eventualitäten erfordert. Dazu ist das Dachswesen jedoch nicht bereit.

Anerkennung und Zuversicht, vgl. Bourdieu, *Meditationen*, S. 309; Barbalet, *Emotion*, S. 77.

26 Vgl. Barbalet, »Social Emotions«, S. 76.

27 Vgl. Barbalet, »The Experience of Trust«; Frevert, *Vertrauensfragen*.

28 Vgl. Barbalet, *Emotion*, S. 96. Gerade weil Vertrauen das eigene Urteilsvermögen reflektiert, ist es schwer, einmal gewährtes Vertrauen wieder zu entziehen. Man möchte sich nicht geirrt haben und hält trotz Enttäuschungen oder schrillenden Alarmglocken am eigenen Vertrauen fest, vgl. Goffman, »On Cooling«.

29 Vgl. Barbalet, »Social Emotions«, S. 87; ders., »The Experience of Trust«, S. 25.

30 Im Unterschied zu Zuversicht, die eine »extensive« Emotion ist, sei Vertrauen ein »intensives« Gefühl, vgl. Barbalet, »The Experience of Trust«, S. 20.

31 Die Moderne und ihr Versuch, berechenbare Verhältnisse herzustellen, machten Vertrauen weniger riskant, vgl. Frevert, *Vertrauensfragen*.

Da es ihm an Zuversicht mangelt, entwickelt es einen anderen Umgang mit Eventualitäten. Es begegnet der Zukunft und ihrer Kontingenz mit Misstrauen.

Im Bann der Misstrauensspirale

Wer misstrauisch ist, ist nicht gewillt, über potenziell Eintretendes hinwegzusehen. Misstrauen basiert stets auf einem Mangel an Zuversicht – dem Gefühl, sich auf etwas oder jemanden nicht verlassen zu können.³² Misstrauen macht aus dem gegenwärtigen Mangel an Zukunftswissen und -gewissheit ein Problem, dessen Lösung keinen Aufschub duldet. Misstrauen hat dadurch einen starken Aufforderungscharakter und ist mit Aufwand verbunden. Die eigene Wachsamkeit muss jetzt gesteigert und geeignete Vorkehrungen müssen getroffen werden, um sich für jene Eventualitäten zu wappnen, die man nicht ignorieren möchte. Indem Zuversicht wie Vertrauen erlauben, über alles Mögliche hinwegzusehen, erzeugen sie langfristige Zukunfts- und Handlungshorizonte.³³ Misstrauen hingegen erfordert eine intensive Auseinandersetzung mit einer Fülle von Eventualitäten in der nahen Zukunft, sodass der Zukunftshorizont zusammenschrumpft. Die ferne Zukunft gerät tendenziell aus dem Blick. Gleichsam ändert sich die Struktur dieses Horizonts, der, bildlich gesprochen, nicht einer großen groben Skizze entspricht, die vieles offen lässt, sondern einer mikroskopischen Nahaufnahme ähnelt. Eventualitäten müssen, wie die Überlegungen des Dachswesens illustrieren, bis ins letzte Detail beleuchtet werden.

32 Das führt dazu, dass Vertrauen und Misstrauen zwar konträre, aber keine kontradiktorischen Begriffe sind. Vertrauen und Misstrauen schließen einander wechselseitig aus. Zugleich folgt aus der Tatsache, dass ich einer Person nicht vertraue, nicht, dass ich ihr misstrauere. Sowohl Vertrauen als auch Misstrauen unterscheiden sich von fehlendem Vertrauen, vgl. D'Cruz, »Humble Trust«; Fine Licht/Brülde, »On Defining«; Hawley, *Trust*; Hawley, »Trust, Distrust and Commitment«. Da Misstrauen auf einem Mangel an Zuversicht beruht, handelt es sich nicht um eine Art negative Zuversicht, vgl. D'Cruz, »Humble Trust«.

33 Für eine ausführlichere soziologische Theoretisierung von Zuversicht vgl. Barbalet, »Social Emotions«; ders., *Emotion*; ders., »A Characterization of Trust«; ders., »Emotions beyond Regulation«; »The Experience of Trust«.

Zugleich ist es nicht möglich, alle Eventualitäten zu bedenken. Misstrauen ebnet einen Ausweg aus den lähmenden Zuständen fehlender Zuversicht, indem es »Erwartungen ins Negative« zuspitzt.³⁴ Anstatt all das in Betracht zu ziehen, was geschehen könnte, beschränkt sich Misstrauen darauf, den schlimmstmöglichen Fall zu berücksichtigen. In Bezug auf die Frage des Vertrauensmanns genügt dem Dachswesen die Überlegung, dass dieser durch einen unglücklichen Zufall an der Erfüllung seiner Aufgabe gehindert werden könnte. Damit erübrigen sich alle anderen Unwägbarkeiten, die ein Vertrauensmann noch mit sich bringen könnte – was wäre beispielsweise, wenn man sich mit ihm verkrachen würde? Systematisch orientiert sich das Dachswesen nicht so sehr am Wahrscheinlichen, sondern am Schlimmstmöglichen. Was wäre, wenn jemand zufällig den getarnten Eingang entdecken oder das Labyrinth überwinden würde? Was sich nicht mit letzter Sicherheit ausschließen lässt, wird in die eigenen Überlegungen einbezogen. Die Zuspitzung von Erwartungen ins Negative, wie Luhmann es nennt, geht mit der Entwicklung von Worst-Case-Szenarien einher. Da Misstrauen die überbordende Fülle von Eventualitäten auf den schlimmstmöglichen Fall zusammenschrumpfen lässt, erscheint die Zukunft zwar als bedrohlich, aber überschaubar.

Diese Beschränkung auf den schlimmstmöglichen Fall schafft eine konkrete Handlungsperspektive, um dem Schlimmstmöglichen zu begegnen. Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von »negativen Strategien«. Sie zielen auf die Abwendung und Bewältigung einer als bedrohlich wahrgenommenen Zukunft. Sie umfassen ein breites Spektrum von Denk- und Handlungsmustern:

»Ihr Repertoire reicht von der Definition des Rollenpartners als Feind, der bekämpft werden muss, über ein grenzenloses Ansammeln eigener Reserven für Notfälle bis zum Verzicht auf alle abschreibbaren Bedürfnisse. Kampfstrategien, Liquiditätsstrategien oder Verzichtsstrategien machen eine misstrauische Lebensführung durchführbar und definieren ihre Situation so, dass in dem abgesteckten Rahmen zweckrational gehandelt werden kann.«³⁵

34 Luhmann, *Vertrauen*, S. 93.

35 Luhmann, *Vertrauen*, S. 93. Umgekehrt lässt sich nicht sagen, dass Zuversicht oder Vertrauen mit der Entwicklung »positiver« Strategien einhergehen. Vielmehr ermöglicht der Aufschwung zur Indifferenz, nichts tun zu müssen.

Negative Strategien ermöglichen eine direkte Kontrolle der unmittelbaren Lebensumstände, indem sie Verletzlichkeiten reduzieren und Abhängigkeiten beseitigen. Die eigentliche Leistung des Baus besteht darin, dass sich das Dachswesen auf diese Weise allen Beziehungen mitsamt ihren Unwägbarkeiten entledigen kann. Dank des Baus muss das Dachswesen nichts und niemandem trauen und erst recht nicht vertrauen. Zu Beginn der Erzählung ist das Dachswesen denn auch zuversichtlich, für alles gewappnet zu sein. Misstrauen transformiert einen Mangel an Zuversicht gegenüber äußeren Umständen in eine Zuversicht bezüglich der eigenen Möglichkeiten.

Doch dieses Moment der Zuversicht ist brüchig, wie Kafkas Erzählung zeigt. Wie Vertrauen neigt Misstrauen dazu, sich selbst zu verstärken. Mit jeder getroffenen Vorbereitungsmaßnahme entstehen zugleich neue Eventualitäten, womit neue Worst-Case-Szenarien ins Spiel kommen, die ihrerseits berücksichtigt werden müssen – eine Misstrauensspirale kommt in Gang. Das Labyrinth mag Eindringlinge verwirren und aufhalten – aber gibt es womöglich nicht doch Feinde, welche die Wände des Labyrinths einfach durchbrechen könnten? Ist ein Burgplatz ausreichend oder bräuchte es nicht mehrere für den Fall, dass der erste eingenommen wird? Doch warum sollte ein zweiter Burgplatz einen Eindringling aufhalten können, der schon den ersten ohne Mühe erobern konnte? Je umfangreicher die Vorkehrungen ausfallen, desto größer und furchtbarer werden die vorgestellten Feinde – bis zu jenem Punkt, an dem das, was im schlimmstmöglichen Fall geschehen könnte, die vorhandenen Möglichkeiten des Dachswesens hoffnungslos sprengt. Um diese Dynamik zu stoppen, bräuchte es ein Mindestmaß an Zuversicht – an Gleichgültigkeit gegenüber der Begrenztheit der eigenen Möglichkeiten.³⁶ Man müsste aufhören, die eigenen Vorbereitungsmaßnahmen zu verdächtigen, ungenügend oder unzureichend zu sein. Doch just daran scheitert das Dachswesen. Kafkas Erzählung inszeniert den unwahrscheinlichen Grenzfall des reinen Misstrauens, der in der Realität ohne Entsprechung ist.

Doch vor dem Hintergrund dieses Grenzfalls lässt sich das Brüchige, Fragile und Verletzliche, das Preppen durchzieht, umso deut-

³⁶ Mühlfried unterscheidet zwischen zentripetalem und zentrifugalem Misstrauen und übersieht dabei die für Misstrauen grundlegende Tendenz, sich selbst zu verstärken, vgl. Mühlfried, *Misstrauen*.

licher sichtbar machen. Das Martialische in Freds Keller springt einem sofort ins Auge, der Waffenschrank, der höhergelegte Offroadler mit der wuchtigen Stoßstange, die militärischen Ausrüstungsgegenstände, der Scharfschützenanzug (»Ghillie Suit«) und die zig Konservendosen. Doch da ist noch etwas anderes, zum Beispiel in der Szene vor dem Regal. Vermutlich wird Fred weder die Sprühdose zum Übersprühen der Chromteile noch die wasserdicht verpackten Streichhölzer je brauchen. Doch wer vermag das schon mit letzter Gewissheit zu sagen? Wie lässt sich entscheiden, dass die Dose zum Übersprühen der Chromteile nötig, die eingeschweißten Streichhölzer aber überflüssig sein werden – oder umgekehrt? Die Zukunft taugt nicht als Richterin in dieser Frage, da sie noch nicht eingetreten ist und letztlich unvorhersehbar bleibt. Aber gäbe es in dieser Art von Ernstfall, für den Fred und andere Prepper sich wappnen, überhaupt etwas, was man nicht irgendwie brauchen könnte? Und wenn es so Vieles gibt, was man noch haben, kaufen und tun könnte, ja müsste, wo beginnen und vor allem wo aufhören? Das Sicherheitsgefühl, das diese umfassenden Vorbereitungen erzeugen, bleibt brüchig. Obwohl oder vielleicht gerade weil Prepper ihre Vulnerabilität reduzieren wollen, sind und bleiben sie verletzlich und damit menschlich. Kafkas Komik eröffnet einen Weg, Prepper ernst zu nehmen. Das scheint vielen überraschend schwerzufallen. Von Medienschaffenden wurde ich wiederholt gefragt, ob Prepper nicht einfach alle psychisch krank seien oder an einer besonderen genetischen Disposition litten.³⁷ Bei wissenschaftlichen Vorträgen lösten meine Schilderungen der Vorbereitungen meiner Forschungspartner:innen gelegentlich Gelächter und ungläubiges Kopfschütteln aus.

Über dieses Buch

Kafkas Erzählung dient mir im Folgenden als Leitfaden, um Preppen zu verstehen. Das Bild der Misstrauensspirale ermöglicht es, zwei scheinbar verschiedene Ebenen miteinander zu verknüpfen. Zum einen lässt sich das eskalierende Misstrauen in den konkreten Vorbereitungen ein-

37 Dabei handelt es sich um eine Spielart eines intellektuellen Rassismus, der soziale Phänomene aus psychischen oder gar biologischen Dispositionen erklären möchte, vgl. Bourdieu, *Soziologische Fragen*, S. 252 ff.

zelter Prepper beobachten. Die »Denkmühle« von Fred – die Verschränkung der Fragen »Was wäre wenn?« und »Was machst du dann?« – führt zu immer umfassenderen und ausgeklügelteren Vorkehrungen. Fred hat seine Vorbereitung über Jahre hinweg stetig erweitert und neu organisiert. Preppen entfaltet eine Sogwirkung und zieht die Menschen in Bann. »Wir haben alle mal klein angefangen«, erklärte mir Fred. Vorbereitung ist in diesem Sinne kein Zustand, sondern ein Prozess, der zur immer weiteren Eskalation neigt. Zum anderen lässt sich die Popularisierung von Preppen als spiralförmige Bewegung begreifen, als eine fortlaufende Verknappung von Zuversicht in der Mitte der Gesellschaft. Diese Verknappung wiederum motiviert zum Rückzug und zur Aufrüstung der privaten Sphäre – eine Sogwirkung entsteht. Je mehr die Zuversicht schwindet, desto plausibler wird die Vorstellung, dass sich die Zukunft nicht gestalten, sondern nur mit individuellen Anstrengungen überleben lässt. Die Vorstellung eines Überlebenskampfes gewinnt – allem Wohlstand zum Trotz – an Popularität und Plausibilität.

Die drei Teile der vorliegenden Studie beleuchten einzelne Facetten der Misstrauensspirale. Der Text folgt ihren Drehbewegungen. Aus diesem Grund verzichte ich auf eher statische und systematische Diskussionen einzelner Themen und Begriffe. Stattdessen flechte ich theoretische Überlegungen in die Darstellung meines empirischen Materials ein. Jedem Teil ist eine kurze Einleitung vorangestellt, die einen Aspekt von Kafkas Erzählung auf Preppen bezieht und als Rahmen für die einzelnen Kapitel dient.

Der erste Teil fragt danach, wie die Misstrauensspirale überhaupt in Gang kommt. An ihrem Anfang steht die Verknappung von Zuversicht, die Gefühle diffuser Bedrohung entstehen lässt. In unseren Gesprächen zeichneten Prepper ein düsteres Bild der Zukunft. Alles werde immer schlimmer und auf nichts scheint mehr Verlass zu sein. Ich untersuche, wie und warum sich dieses Gefühl ausgerechnet in der Mitte der deutschen Gesellschaft ausbreitet und verfestigt.

Der zweite Teil befasst sich mit dem Übergang von fehlender Zuversicht zu Misstrauen. Dabei untersuche ich, wie Misstrauen eine spezifische Form der Selbstermächtigung in Anbetracht einer als bedrohlich imaginierten Zukunft ermöglicht. Zum einen schafft die Zuspitzung von Erwartungen ins Negative Klarheit in Bezug auf das, was im schlimmsten Fall geschehen könnte. Die Beschränkung auf den Worst Case lässt die Zukunft berechenbar erscheinen. Zum anderen

vermitteln negative Strategien den Eindruck, das Schlimmstmögliche kontrollieren oder bewältigen zu können. Entsprechend richte ich den Fokus auf die Rolle von Szenarien und auf die Krisenvorbereitungen von Preppern. Ich zeige, wie Misstrauen das Verhältnis zur Zukunft neu strukturiert – und eine weitere Verknappung von Zuversicht bewirkt.

Misstrauen verändert drittens das Verhältnis zu Mitmenschen. Sich auf nichts und niemanden verlassen zu wollen, lässt das gesellschaftliche Umfeld als potenzielle Bedrohungsquelle erscheinen. Mit dem Drehen der Spirale etabliert sich ein Freund-Feind-Denken. »Überleben« heißt, andere zu überleben. Es ist kein verbindender, sondern ein trennender Wert. Die Popularität des Motivs des Überlebenskampfes steht, gerade in Bezug auf Preppen, für eine Entsolidarisierung innerhalb der Gesellschaft. Diese zeigt sich am deutlichsten im Zusammenhang mit der Entstehung neuer rechtsterroristischer Gruppierungen, die mit Preppen assoziiert werden oder sind. Doch diese Entsolidarisierung wurzelt in der Mitte der Gesellschaft. Dementsprechend schlage ich im dritten Teil den Bogen vom populärkulturellen Mainstream und dem Reality-TV zum Alltagsrassismus in der gesellschaftlichen Mitte bis hin zum neuen Rechtsterrorismus, dessen Angehörige ebenfalls dieser Mitte zuzuordnen sind. Über alle Kapitel hinweg analysiere ich Preppen als das, was es in Wirklichkeit ist: ein Phänomen der gesellschaftlichen Mitte.

Die Popularität von Preppen und die Konjunktur von »Überleben« im globalen Norden steht nicht nur für die Verknappung von Zuversicht in dieser Mitte, sondern für deren eklatanten Mangel an politischer Fantasie. Eine eigentlich wohlhabende Gesellschaft, die sich die Zukunft vorzugsweise als Kampf ums Überleben – als Kampf um alles oder nichts, um Leben und Tod – vorstellt, steckt wie Kafkas Dachswesen zweifellos in einer Sackgasse. Es ihm gleichzutun und zwischen selbsterzeugter Ohnmacht und größenwahnsinnigen Endkampffantasien zu schwanken, schafft mit ziemlicher Sicherheit keine gute Zukunft. Kafkas Erzählung dient mir in diesem Buch auch als Parabel dafür, wie der Mitte die Zuversicht und damit die Fähigkeit abhandenkommen, sich gemeinsam mit anderen eine gute Zukunft vorzustellen. Im Preppen zeigt sich diese Entwicklung besonders deutlich.

Ich war mir lange unsicher, wie ich Fred und meine anderen Bekanntschaften am besten bezeichnen soll. Schon die Bezeichnung »Prepper« lehnten einige ab. Sie hielten den Ausdruck für »verbrannt«, nachdem »rechtsextreme Prepper-Netzwerke« wiederholt Schlagzeilen

gemacht hatten.³⁸ Viele meiner Forschungspartner:innen sahen sich zu Unrecht in die »rechte Ecke« gestellt und verunglimpft. Einer der größten Vorbehalte gegenüber meiner Forschung war, dass sie das Stereotyp, Prepper seien paranoide und rechtsextreme Spinner, befördern würde. Bemüht, diesen Eindruck zu zerstreuen, betonten einige mir gegenüber, dass ihre umfassende Krisenvorsorge doch das Normalste der Welt sei. Eine besondere Bezeichnung für Menschen, die sich intensiv vorbereiten, erschien ihnen überflüssig.

Trotz dieser verschiedenen Vorbehalte nutze ich im Folgenden die Bezeichnungen »Preppen« für das Phänomen und »Prepper« als Sammelbezeichnung. Meine Prepperbekanntschaften bezeichne ich als »Forschungspartner:innen«.³⁹ Der Ausdruck »Preppen« ist aus dem Englischen »to prepare« für »sich vorbereiten« abgeleitet. Das Interesse am Thema Vorbereitung verband meine Forschungspartner:innen und die Bezeichnung Preppen diente ihnen als gemeinsamer Bezugspunkt. Viele Internetforen, YouTube-Kanäle oder Gruppen in den sozialen Medien nutzen den Begriff. Sogar, wer sich selbst nicht als Prepper sieht, kommt an der Bezeichnung nicht vorbei – und sei es nur, weil man sich zu stereotypen Fremdzuschreibungen verhalten muss.

Wie das Phänomen ist auch seine Bezeichnung eine historische Erscheinung. Seit 2009 erfreut sich Preppen zunächst in den USA und mit der üblichen zeitlichen Verzögerung in Europa zunehmender Beliebtheit. Die US-amerikanische Reality-TV-Serie *Doomsday Preppers* stellte das Phänomen einem Massenpublikum vor. Im deutschsprachigen Raum ist der Prepper ebenfalls zur kulturellen Figur avanciert, die unter anderem im Frühstücksfernsehen, im abendlichen Tatort und im YouTube-Hit *7 vs. Wild* auftaucht.

Als empirische Grundlage dienen mir Interviews mit Preppern, Feldnotizen von Preppertreffen sowie die systematische Auswertung von einschlägigen Kanälen in den sozialen Medien und von Fernsehserien. Die Datenerhebung erstreckt sich von 2017 bis 2023. Auf den

38 Ich gehe auf die verschiedenen Gruppierungen im dritten Teil ausführlich ein.

39 Ich folge damit der gängigen Sprachregelung in den ethnografisch arbeitenden Disziplinen. Ich nutze »Prepper« als Begriff aus dem Feld und verzichte bei diesem Ausdruck auf eine eingedeutschte geschlechtergerechte Schreibweise. Ich nutze die Bezeichnung »Forschungspartner« an Textstellen, an denen es ausschließlich um Männer geht.

Treffen habe ich knapp hundert Prepper kennengelernt, mit denen ich entsprechend viel Zeit verbrachte. Einige fand ich – trotz radikal unterschiedlicher Ansichten in Bezug auf so ziemlich alles – ausgesprochen sympathisch. Diese Art der Forschung verstößt gegen die Reinheitsgebote eines klassischen Wissenschaftsideals, das Distanz statt Nähe, Rationalität statt Emotionalität, Eindeutigkeit statt Mehrdeutigkeit, übersichtliche Modelle statt vieler Sätze verlangt. Die Forderung ethnografischer Forschung, sich auf Menschen einzulassen, bricht bewusst mit diesem Ideal. Dessen Beitrag zu einem besseren Verständnis gesellschaftlicher Entwicklungen wird oft überschätzt. Da sich ihnen niemand entziehen kann, erscheint die Idee eines radikal unbeteiligten Standpunkts fragwürdig. In einem Gespräch erklärt Pierre Bourdieu: »Wenn man wirklich die Welt wenigstens ein bisschen so sehen und so über sie reden will, wie sie ist, dann muss man akzeptieren, dass man sich immer im Komplizierten, Unklaren, Unreinen, Unscharfen usw. und also im Widerspruch zu den gewöhnlichen Vorstellungen von strenger Wissenschaftlichkeit befindet.«⁴⁰ Im Folgenden arbeite ich hauptsächlich mit Beschreibungen, die auf meinen Feldnotizen basieren. Sie sind das interessanteste und lebendigste empirische Material, das ich habe.⁴¹ Das liegt nicht zuletzt daran, dass die Feldnotizen vordergründig eine Situation interpretieren und hintergründig ein Bild meiner eigenen Beziehung zu diesem Feld vermitteln. Mein Verhältnis zu meinen Forschungspartner:innen und zu Preppen ist zwiespältig geblieben. An der Feldforschung hat mich immer auch der »Thrill der sozialen und kulturellen Verunsicherung« gereizt, um es mit der Kulturanthropologin Victoria Hegner zu sagen.⁴² Meine Mitgliedschaft in einer Supervisionsgruppe mit psychoanalytischer Arbeitsweise trug maßgeblich dazu bei, sowohl meine eigene Ambivalenz als auch die Beweggründe meiner Forschungspartner:innen zu verstehen.⁴³ Idealerweise vermitteln die folgenden Ausführungen über meinen eigenen Zwiespalt einen em-

40 Bourdieu, *Soziologie als Beruf*, S. 282 f.

41 In der Ethnografie ist die forschende Person das eigentliche Forschungsinstrument: »Überspitzt gesagt setzt die ethnografisch arbeitende Person sich ein, um später (u. a.) sich selbst auszuwerten. (Färber, »Das unternehmerische ethnografische Selbst«, S. 180).

42 Hegner, *Hexen der Grossstadt*, S. 33.

43 Die Gruppe wurden von Jochen Bonz geleitet. Zur Methode der Supervision vgl. Bonz u. a. (Hg.), *Ethnografie und Deutung*; Hänni, »It Takes More Than One«.

pathischen wie kritischen Zugang zu Preppen. Wenn sich also bei der Lektüre der nachfolgenden Seiten ein Schwanken zwischen Empathie, Unbehagen, Verständnis, Abscheu, Lust, Ungläubigkeit, Mitleid, Faszination, Befremden oder Traurigkeit einstellt, hat dieses Buch eines seiner wesentlichen Ziele erreicht, »die Welt wenigstens ein bisschen so zu sehen [...], wie sie ist«. ⁴⁴

44 Bourdieu, *Soziologie als Beruf*, S. 282 f.

Inhalt

Einleitung	9
------------	---

TEIL I

»Ach, was könnte nicht alles geschehen?«–

Unbestimmte Bedrohungen und schwindende Zuversicht	31
--	----

1 Der gefühlte Niedergang	37
2 Unheimliche Normalität	48
3 Preppen zwischen Rechtsextremismus und Mitte	60
4 Vaterschaft und Verantwortung	74
5 Das unerledigte Vergangene	81

TEIL II

»Ich habe den Bau eingerichtet und er scheint wohl gelungen«–

Selbstermächtigung durch Misstrauen	91
-------------------------------------	----

6 Die Erkundung zukünftiger Krisen	98
7 Vom schleichenden Niedergang zum plötzlichen Zusammenbruch	107
8 Die Bevorratung von Möglichkeiten	120
9 Konsumgut Überleben	133
10 Die Herausforderung durch Dinge	147
11 Der Haushalt als kritische Infrastruktur	158

TEIL III

»Und es sind nicht nur die äußeren Feinde, die mich bedrohen«–

Individueller Überlebenskampf und soziale Kälte	173
---	-----

12 Reality-TV und der Triumph des Überlebens	180
13 Die neuen Robinsonaden	191

14	Überleben und sterben lassen	206
15	Innen und Außen, Freund und Feind	219
16	Heimtückische Pläne, geheime Kräfte, böse Mächte	235
17	Rechtsterrorismus im Zeichen von Tag X	249
Abschließende Gedanken in drei Paradoxien		273
	Literaturverzeichnis	283

Zum Autor

Julian Kaspar Genner, Dr. phil., ist Empirischer Kulturwissenschaftler. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die politische Anthropologie sowie die ethnografische Analyse gesellschaftlicher (Un-)Sicherheit.

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.hamburger-edition.de
verlag@hamburger-edition.de

© 2026 by Hamburger Edition
Lektorat: Jakob Borchers

Umschlaggestaltung: Lisa Neuhalfen, Berlin
Satz aus Alegreya Sans und Serif durch Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-98722-004-3
1. Auflage März 2026